

# Heimwelt

## Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

### Der Abenteuerer.

Von Reinhard Rijke.

Man hätte zu Abend gegessen und sah nun auf der Veranda, ohne Licht und ohne Lampe, nur vom Abendchein beleuchtet. Der schwach säuselnde Nachwind rauschte durch die vielästigen Kronen der hochstämmigen Kastanienbäume des Gartens und erstarb wieder, erwachte von neuem in einer der alten Birken und verlor sich in der Waldmauer. Der Himmel funkelte in einem tiefen Dunkelblau, das wie eine Kristallglocke über die Welt gestülpt schien.

Arthur Bredius erzählte von seinen Erlebnissen, und seine Freunde hörten schweigend zu, völlig im Bann der Schilderungen fremder Länder und Völker, die Bredius ihnen mit seiner tiefen, sonoren Stimme ohne jede Prahlerei vortrug.

Er war erst seit einigen Tagen in seine Heimat zurückgekehrt, in der er jetzt solche gänzlich veränderten Verhältnisse vorgefunden hatte. Sein Schicksal hatte ihn durch die halbe Welt geführt — durch Afrika, Amerika, China, Japan und einen Teil von Britisch-Indien.

Unzählige Abenteuer hatte er erlebt, und oft, sehr oft hatte der Tod ihm sehr nahe auf den Fersen geessen. Mitten in der lebendigen Schilderung einer aufregenden Tigerjagd in Bengalen, wurde er plötzlich von einer grellen, höhnischen Lache unterbrochen.

Die anderen sahen erstaunt um sich und trachteten mit ihren Blicken das Dunkel des Gartens zu durchdringen.

Die Zweige eines dichten Gebüsches wurden zur Seite geschoben, und ein Mann kam langsam, beinahe zögernd, zum Vorschein, bis er endlich dicht vor der Veranda, am untersten Absatz der Steintreppe stehen blieb. Und, sonderbar, das schrille, spöttische Lachen ertönte schon wieder aus seinem Munde.

Er war barhäuptig, und seine unscheinbare, rissige Kleidung zeigte deutlich die Spuren eines langen Weges.

Bevor die fünf Herren sich von ihrem Erstaunen erholt hatten, nicht wissend, wie der so plötzlich vor ihnen aufgetauchte Fremde in den Garten gekommen war, begann der Mann bereits zu reden.

Man liest oft in Romanen von einer sogenannten Grabesstimme — dieser Mann hatte bestimmt eine derartige Stimme, die aus einem Grabgewölbe zu dringen schien.

Seine Klang hohl, aber zugleich scharf und manchmal zischend.

„Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich Sie hier so unerwartet und unaufgefordert in Ihrer Unterhaltung störte — aber ich hörte toben, obwohl gegen meine Absicht, einen der Herren Reiseabenteuer erzählen und . . . das läßt auf mich eine unwiderstehliche Zugkraft aus. Wer war der Erzähler?“

Bredius nahm langsam die Zigarre aus seinem Munde und Kopfte bedächtig die Wache ab. Darauf sprach er gemächlichen Tones: „Der Redner war ich, mein Herr! Wollen Sie gefälligst die Güte haben, mir mitzutellen, wie Sie in meinen Garten kommen, und wer Sie sind?“

Aber der sonderbare Fremde zuckte nur gleichgültig die Achseln und antwortete, den Kopf schüttelnd: „Ich bin überall, warum also nicht auch hier! Sie erzählen von Indien und Afrika. Was ist das! Ich war überall in der Welt — bin Oboerothor, Kosmopolit, Abenteuerer. Sie reden da von Reisen . . . von Abenteuern — und doch sind Sie nur ein einsfältiger Narr, der seine Abenteuer ebensogut in seinen vier Wänden erlebt haben könnte!“

Er richtete seine etwas zusammengefunkene Gestalt plötzlich kergengerade auf und fuhr fort:

„Was sahen Sie doch von Abenteuern! Sind Sie, wie ich, auf einer Südeinsel, mitten unter Kannibalen gewesen? Ist Ihnen, wie mir, der Geruch Ihres eigenen, röstenden Fleisches in die Nase gestiegen? Ist es Ihnen vielleicht gelungen, zu entfliehen, weil die hochlobenden Flammen die Stricke verzehrten, mit denen die Menschenfresser Sie gefesselt hatten? Waren Sie, wie ich, Voghi in Indien, der mit Hilfe eines Maharadscha aus seinem Grabe wieder ins Leben zurückkehrte? Waren Sie, wie ich, Kaiser von Otopomar

in Südbrasilien, der später in Deutschland als Doktor gewaltige Kämpfe mit der Staatsanwaltschaft bestand? Raubten Sie, wie ich, die schönste Frau des Kontinents, eine Gräfin, und hypnotisierten ihren Mann in den Tod? Spielten Sie, wie ich, mit Geld, Menschen, Schicksalen und sich selbst? Ach, mein Herr, was sind Sie doch noch für ein kleines Baby!“

„Sie waren in China, sagen Sie! Kennen Sie den Garten der tausend Quaken? Hat man Sie töten wollen, indem man Sie in eine bronzene Riesenglocke einspernte, die darauf geläutet wurde, so daß die Schwingungen Sie erst wahnsinnig machten und Sie schließlich töteten? Hat man Ihnen dünne Bambusstäbchen unter die Nägel getrieben! Sie über eine glühende Platte laufen lassen? Was sind Ihre Abenteuer mit den meinigen verglichen! Ich bin Seeräuber gewesen — ich habe mit dieser meiner rechten Hand die Frau eines amerikanischen Petroleumkönigs erwürgt, weil sie sich weigerte, mir einen Scheck über eine halbe Million auszustellen . . . Ich habe in der Mandchurie mit einer Schar Anhänger Räuberzettel getrieben, und mein Name war gefürchtet, wie derzeit des Schinderhannes in den böhmischen Wäldern . . .“

Lebhaft gestikulierend hatte der Fremde inzwischen die Treppe bestiegen und sich dem Tisch genähert. Die Freunde sahen im Halbdunkel seine schwarzen Augen leuchten. Er ergriff plötzlich einen leichten Korbessel und schwang ihn durch die Luft.

„So schwang ich meinen Tomahawk, wie ich feinerzeit unter den Sioux des Far-West lebte! Aber auch dort weilt ich nicht lange — die Squaw des Oberhäuptlings Red-Pull hatte sich in mich verliebt, und nur mit Hilfe eines Flugzeugs konnte ich mich in Sicherheit bringen. Aber weich ein freies Leben! Ho — die Sonnenaufgänge in den wüsten Gebirgen und die Jagden auf wilde Wölfe in den unermeßlichen Schneefeldern Alaskas; die lustigen Trinkgelage mit wüsten Goldgräbern und fröhlichen Schentmädchen! Kennen Sie Kazan, den Wolfshund? Er war mein ständiger Begleiter! Kennen Sie die Empfindung des Skolpiereus — Sie mit Ihren steinlichen Wunden? Haben Sie je das Blut aus dem Schädel Ihres besiegten Feindes getrunken? Haben Sie sich, wie ich, zur Geisterstunde in das Schloß der Hohenzollern geschlichen und die weiße Wirtin ihr gespenstisches Wesen treiben sehen? Ich — ich, mein Herr, ich tat es!“

Der Mann ruderte ausgerotet mit den Armen durch die Luft, und Schaum trat ihm vor den Mund. Sprachlos und maßlos erstaunt lauschten die Herren seinen Reden.

Bredius wollte eine Bemerkung machen . . . aber der andere schrie: „Schweigen Sie, Sie Abenteuerer aus dem Jahre Null! Was Sie erlebten — meine Taten stellen alles in den Schatten. Kanonier war ich bei der japanischen Marine, und ich stahl die geheimen Pläne von dem Generalstab der Schlachtaugen, die ich den Amerikanern verkaufte. In Opiumhöhlen zu Schanghai und Frisko verbrachte ich Tage und Wochen; Diamanten suchte ich in Kimberley und Johannesburg; weiße Sklavinnen brachte ich in meiner eigenen Nacht nach Buenos-Aires, und Seiltänzer war ich in einem Zirkus. Hier zeigte ich Abend für Abend meine Drahtseilkunst, und unten belauerte mich der Clown Pietro, dessen Frau ich verführte, und der eines Tages die Stricke durchschnitt, wodurch ich niederstürzte! — Das ist ganz was anderes als Ihre unschuldigen Tigerjagden! Haben Sie Bantraus getrieben? Mit Stieren gekämpft? Schätze vom Boden der See heraufgeholt? Waren Sie bei den Bacchanalien in den Trinkhöhlen des „trockengelegten“ New-Yorks zugegen? Sehen Sie, wie ich mich dort benahm . . .“

Mit einem Schritt war der Erzähler an den Tisch herangetreten, faßte die große Kristallbottle und führte sie an die Lippen . . . Seine Augen blinzelten wild und drohend. Plötzlich setzte er die Schale wieder auf den Tisch und rief laut:

„Die Strickleiter! Schnell — die Strickleiter, Beppol! Rettet mich! Fort mit dem Giftbecher . . .“

Zum größten Schreck der Herren nahm er plötzlich das Gefäß und schleuderte es auf die Steinfliesen der Veranda, wo es zer-schellte, wobei er schrie:

„Zu Hiffel Das Schiff ist leck! Es sinkt! Achtet auf die geheime Fallklappe unter dem Teppich! Fort von dem verborgenen Wandschrank . . .!“

Man hörte Brechen und Knaden von Zweigen und Aesten, eilige Schritte nahen, und keuchend drangen zwei Schuhleute mit einigen als Wärter gekleideten Personen aus dem Gebüsch und warfen sich vereint auf den Widerstand leistenden Fremden.

Nachdem ihm die Fesseln angelegt waren, wandte sich der eine Wärter an die in staunender Bewunderung erstarrte Gesellschaft:

„Entschuldigen Sie bitte die Störung, meine Herren . . . Gott sei Dank, daß wir den Burschen endlich erwischt haben, er ist unzurechnungsfähig und vor einigen Stunden aus der Anstalt entflohen . . .“, und mit einem quasi entschuldigenden Blick auf die Trümmer der Bowle fuhr er fort:

„Er ist sonst ein ganz gutmütiger Kerl — ein früherer Filmkritiker . . .“

## Lebensgemeinschaften in der Natur.

### Die Symbiose und ihre Formen.

Ein bestiebt Beispiel für das vernichtende Ringen in der Natur, das man in dem weit über die Naturwissenschaften hinaus zum Schlagwort gewordenen Darwinischen Ausdruck „Kampf ums Dasein“ zusammenfaßt, liefert immer die Erscheinungen, die in der Biologie als Parasitismus bezeichnet werden. Die Unzahl von Mitteln, die dem Schmarotzer bei der Ausnutzung seines Opfers zur Verfügung stehen, und die Gegenmittel, mit denen sich der Ueberfallene wehrt, bieten Argumente genug. Dabei überläßt man aber, daß es gerade in diesem Krieg der Organismen untereinander Waffenstillstände und Friedensschlüsse gibt, und daß von solchen Kampfeinstellungen Bündnisse von einer Stabilität entstehen wie sie wohl sonst nirgends zu finden sind.

Wie sehr wir von solchen symbiotischen Vereinigungen, wie sie die Wissenschaft nennt, rings umgeben sind, dafür haben erst neueste Forschungen das volle Verständnis gewedt. Die Natur macht keine Sprünge, sagt mit Recht das alte Wort, und so ist es kein Wunder, daß auch bei den verschiedenen Formen der Vergesellschaftung alle möglichen Uebergänge zu finden sind. Den einen Endpunkt bildet der reine Parasitismus, bei dem nur der Schmarotzer vom Zusammenleben Nutzen hat, während das Wirtstier geschädigt wird, den andern die eigentliche Symbiose, die alle Fälle umfaßt, in denen sich Organismen verschiedener Kategorien zu einem festen und dauernden Zusammenleben vereinigen, so daß beide Teile voneinander Vorteil haben. Das bekannteste Beispiel der Symbiose bietet der Einsiedlerkrebs, der seinen weichen Hinterleib in einem Schneckenhaus verbirgt und dieses mit einer Seerose besetzt. Die Seerose bekommt auf diese Weise eine gesteigerte Bewegungsmöglichkeit; auch mögen mancherlei Leckerbissen von der Beute des Krebses für sie abfallen. Der Krebs seinerseits genießt Schutz durch die Seerose.

Noch festere Gemeinschaften kommen bei Bündnissen zwischen Vertretern des Pflanzen- und des Tierreichs vor; von ihnen findet man nach und nach immer mehr Beispiele in allen Tierklassen, selbst bei den Säugetieren. Eine schon länger bekannte Form ist beim Faultier zu beobachten; in seinem dichten Pelz siedeln sich gewisse Algen an, die dem Fell stellenweise eine grüne Färbung verleihen. Das Faultier, das am Tag bewegungslos in den Bäumen hängt, wird dadurch vor seinen Verfolgern leichter geborgen, während die Algen in dem Pelzwerk mit seinen Ausscheidungsprodukten günstige Daseinsbedingungen finden. Mehr noch als bei dieser verhältnismäßig einfachen und mehr zufälligen Symbiose lassen sich in anderen Fällen ganz konstante Verhältnisse feststellen, besonders da, wo der eine Teilhaber in den Zellen des anderen lebt. Wir alle kennen das Glühwürmchen oder Johanniskäferchen, das in Sommernächten schimmernd durch die Luft schwirrt und das Weibchen sucht, das, ebenfalls leuchtend, an den Erdboden gebunden bleibt, weil ihm die Flügel fehlen. In wärmeren Gegenden gibt es noch eine ganze Anzahl solcher Lichtträger. Der Schein, der vom Körper dieser Tiere ausgeht, ist nun eigentlich nicht in ihrer Organisation begründet; es ist wirklich eine Art Laternenchen, das sie tragen, wie es unsere Märchen von den Johanniskäferchen annehmen. Die Ursache des Leuchtens sind Bakterien ähnlicher Art, wie sie auch die Lichterscheinungen an faulem Holz verursachen. Sie sind am Hinterende unserer Glühwürmchen angeheftet, aber nicht etwa äußerlich und zufällig, sondern in komplizierten inneren Organen, in denen sie ganz regelmäßig angetroffen werden. Das Tier stellt also an gewissen Körperstellen für die Pilze besonders günstige Bedingungen her; so, mit Hilfe komplizierter Einrichtungen wird es ermöglicht, daß diese Symbiose sich dauernd erhält, daß auch den Eltern gleich eine Portion des leuchtenden Stoffes mitgegeben wird. Die aus den Eiern aus schlüpfenden Larven zeigen die Helligkeit übrigens an ganz anderen Stellen, als das fertige Tier; erst bei diesem werden die Pilze an die hintere Partie der Leibeshaut befördert. Nur an bestimmten Stellen des Körpers finden sie auch die ihnen zuzugewandten Bedingungen. Man hat nun gefunden, daß überall, wo man im Tierreich solches Leuchten wahrnehmen und genauer untersuchen konnte, Bakterien die Ursachen waren. Am kompliziertesten ist der Vorgang bei den Tintenfischen; die den Eiern mitgegebenen Leuchtbakterien leuchten bei ihnen im allgemeinen noch nicht, sondern tun es erst, wenn sie an ganz bestimmte Partien kommen, die durch besonders gute Sauerstoffzufuhr begünstigt sind.

Da sie an diesen Stellen unter Einsen und anderen lichtverstärkenden Einrichtungen lokalisiert sind, ist das Tier imstande, sich in der dunklen Tiefe den Weg zu erhellen oder dem anderen Geschlecht Leuchtensignale zu geben, da seine Organe es befähigen, durch Abblendung oder Sauerstoffzufuhr die Lichtstärke zu regeln.

Auch die Beziehungen von Insekten und anderen Tieren zu nicht leuchtenden Spaltpilzen zeigen nicht minder eigenartige Verhältnisse. Solche Anpassungen scheinen z. B. bei allen blut-saugenden Tierformen vorzuliegen, wo die Gasttiere ihrem Wirt, wie man annehmen muß, bei der Verdauung von Vorteil sind und ihn befähigen, Stoffe aufzunehmen, die sonst den verdauenden Säften Schwierigkeiten entgegensetzen. Zum Stoffwechsel der Wirtstiere tragen sicher auch die Algen bei, die mit vielen Wassertieren in Symbiose leben, ihre Ueberschüsse in gelöster Form an das Tier abgeben, das sie bewohnen, und es mit Sauerstoff zur Atmung versorgen, während sie selbst in den meist durchsichtigen Wassertieren reichlich Licht zur Assimilation, außerdem von den Wirten Wasser und Kohlensäure, unter Umständen auch Schutz erhalten. Durch alle diese Beziehungen kann eine derartige Einstellung aufeinander eintreten, daß manche solcher Symbiosen ganz den Charakter eines einheitlichen Organismus angenommen haben. Hindert man die Tiere, ihre Gäste aufzunehmen, so kränken sie und sterben. Die Convoluten z. B., kleine Strudelwürmer des Meeres, leben zeitweise leblich von den flartigen Ausscheidungen der Algen, während diese wieder die stickstoffhaltigen Exkrete des Wurms ausnützen und die Rolle richtiger Organe des Wirtstieres, nämlich seiner Nieren spielen; die Würmer haben daher die ursprünglich diesem Zwecke dienenden Organe abeschafft. Die gegenseitige Anpassung und Einstellungs aufeinander kann sogar so weit gehen, daß die Wirtstiere, da sie ihr Nahrungsreservoir in sich selbst tragen und dieses durch ihre eigenen Abfallprodukte sich selbständig erneuert, überhaupt keine Beute mehr zu machen brauchen und auch den Mund als überflüssig abschaffen. Dann fangen aber die Tiere, da die Ausscheidungen der Algen doch zum dauernden Aufbau nicht ausreichen scheinen, schließlich an, nicht nur die Produkte der Algen zu verdauen, sondern sich an diesen selbst zu verarsen. Sie fressen damit ihre eigenen Nieren auf und berauben sich ihrer Fettsäure, so daß sie zu Grunde gehen. Da inzwischen aber reichlich Nachkommen erzeugt sind, bleibt die Art erhalten, worauf es der Natur ja mehr ankommt als auf die Erhaltung des Individuums.

Versuche, über die Dr. Wilhelm Doetsch-München in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ berichtet, haben gezeigt, daß solche Bündnisse zwischen Pflanzen und Tieren unter entsprechenden Bedingungen auch neu entstehen. Wahrscheinlich wirken sie auch auf die Art- und Rassenbildung ein, wenn auch diese Frage vorläufig noch nicht endgültig entschieden werden kann. Die Erscheinungen der Symbiose zeigen also in deutlichster Weise, daß es in der Natur nicht nur einen Kampf aller gegen alle gibt, sondern daß auch ein „Bund fürs Dasein“ möglich ist, ein Bund sogar zwischen Organismen, die ganz verschiedenen Reichen angehören. Von den Infonastadien, wo die Beziehungen noch recht locker sind, führen Uebergangsformen bis zu den extremen Entwicklungen solcher Vereinigungen, bei denen ein Teil ohne den andern überhaupt nicht bestehen kann, da er geradezu zum Organ des andern geworden ist. Das, was wir ein „Individuum“ nennen, ist in solchen Fällen aus ganz verschiedenen Teilen zusammengesetzt; Vereinigungen verschiedener Lebewesen, die auch jetzt noch entstehen können, bilden im Endstadium ihrer Entwicklung eine Einheit, die alles das enthält, was wir als Individualität zu bezeichnen gewohnt sind.

## Jasag in der Nacht.

Blau ist das Licht des Mondes,  
Auf den Hügeln sehe ich, Jasag,  
und singe mir des Lied der Nacht:  
Menschen, eure Nacht ist Vorhang, kurze Trennung,  
Ist besetzt von Lüften,  
entsteht von Verzweigung,  
Eure Nacht, eure Städte-Nacht,  
Ist voller Fläche und geister Umarmungen.  
Meine Nacht, meine Jasag-Nacht,  
Ist Trunk aus dem Becher der Unendlichkeit . . .  
In seinem Rande stoßen sich die Räume —  
Ich verlache trinkend euren Himmel —  
über den erst andre, fernere Himmel steigen!  
Himmel, deren Weite meine Sinne durchdragen.  
Doct in den Zonen meiner Wiedergeburt,  
steht still mein Flug.  
Und hell erkönt, wo die Gestirne klirren  
der Freudensruf: „Unser bist du!“  
Kleiner Erdenlauf ist Wandlung, Befreiung,  
Denn Sphären weben Dich in ihren Teppich ein.“  
O Ruf, o Glück!  
Ihr faisset noch Hände zu Ohnmachtsgebeten!  
Meine Nacht, meine Jasag-Nacht,  
Ist Verbrüderung!  
Wiedergeburt ist ihre Melodie!  
Blau ist der Mond.  
Auf dem Hügel sehe ich allein  
und singe mir das Lied der Nacht.

## Der Himmelschlüssel.

Legende, erzählt von Vena.

Es war an einem Montagmorgen im Himmel. Der liebe Gott war gerade aufgestanden, er saß in seinem Lehnstuhl und war guter Laune. Er hatte nämlich am Tage vorher, dieweil es Sonntag war, den ganzen Tag lang nicht regiert, und so etwas pflegt alten Herrn gut zu bekommen.

Plötzlich ward sein Behagen gestört durch einen Lärm, der am Himmelstor entstand und verächtlich nach Schelten und Streiten klang. So etwas ist man im Himmel nicht gewohnt, und der liebe Gott schickte einen zornigen Blick hinüber zu drei Gestalten, die eben durch den Himmelsaal auf ihn zuschritten. Gleichzeitig bliete es draußen stark, so daß die Erdbewohner ängstlich emporguckten, denn jedesmal, wenn der liebe Gott zornig bliet, fährt ein Blitz vom Himmel hernieder. Die drei Gestalten, die sich dem lieben Gott näherten, waren der heilige Petrus mit seinem Schlüsselbund und zwei Seelen, von denen die eine froh und unbekümmert um sich schaute und sich der schönen Dinge des Himmels zu freuen schien, die andere streng, feierlich und etwas trübselig bliete. Der heilige Petrus wies zornig auf die erste und sprach:

„So etwas ist mir noch nicht vorkommen, lieber Gott. Als ich draußen diese beiden Seelen ins Verhör nahm, um zu sehen, ob sie in den Himmel paktien und ich ihnen das Tor aufschließen könnte, hat diese Seele ganz ungeriert einen goldenen Schlüssel hervorgeholt und die Pforte selbst geöffnet. Nur der habe ein Anrecht auf den Himmel, der ihn sich selbst aufzuschließen verstehe, sagte er.“

Der liebe Gott lächelte ein wenig. Fast schien es, als ob ihm das gar nicht so sehr mißfiel.

„Wer bist du denn?“ fragte er die Seele.

„Auf der Erde war ich Schriftsteller,“ sprach die und sah hinüber zu der zweiten Seele, die ihr nicht ganz unbekannt schien.

„Und wer bist du?“ sprach der liebe Gott zu dieser.

Doch die zweite Seele war schon herangeritten und antwortete mit zornigen Augen:

„Unten war ich dein Priester, Herr, und ich kenne diesen da. Er hat dich gelästert und Christus, deinen Sohn, und die Jungfrau Maria. Doch die irdische Gerechtigkeit hat ihn dafür erfaßt und gestraft.“

„So so, die irdische Gerechtigkeit hat sich meiner angenommen,“ sagte etwas erstaunt der liebe Gott. „Sie acht leider nicht immer mit mir. — Aber woher hat denn die irdische Gerechtigkeit von seinem Frevel erfahren? Ich selbst wußte nichts davon und habe keine Verteidigungslage bei dem zuständigen Gericht eingereicht.“

Es ist nicht verwunderlich, daß der liebe Gott so gut mit der juristischen Terminologie Bekantheit weiß, denn dafür ist er allwissend.

„Ich habe deinen Sachwalter gemacht, lieber Gott,“ sagte die zweite Seele stolz. „Ich habe ihn zur Anzeige gebracht und gegen ihn gereut.“

„So so. Und was hast du denn sonst getan, und wie hast du gepredigt?“

„Ich war eifrig im Dienste des Staates und Königs, der mir mein Brot gab, Herr. Als der Krieg kam, habe ich den Männern gepredigt, sie sollten hinausgehen und kämpfen und die Feinde töten. Und immer habe ich den Niedern gesagt, sie sollten demütig und untertan bleiben, hart arbeiten und nicht nach anderem begehren.“

„Sagung, die ihr geschrieben,“ sprach Gott mit starker Stimme.

„Du hast gezeugt wider deinen Bruder und die Liebe nicht begriffen. — Und du,“ fragte er den anderen, „welches war deine Bäkterung?“

„Lieber Gott,“ sagte die zweite Seele fröhlich, „ich glaube, ich habe beinahe etwas Hehliches gesagt wie du selbst eben. Und ich habe freilich nicht so sehr respektvoll gesprochen von dir und dem Herrn Christus, der neben dir steht, denn ich war mir dessen nicht so ganz sicher, daß du wirklich da bist. Bitte, nimm mir das nicht übel, aber die Welt sah meist nicht so aus, als hättest du viel damit zu tun. Nun, vielleicht hätte ich immerhin etwas höflicher über den Herrn Christus und seine Mutter sprechen können, ich gebe das zu. Aber ich habe es nicht schlimm gemeint, und im Grunde bin ich ihm von Herzen gut. Mir scheint, in dem, was er von der Liebe gesagt hat, darin steck, daß wir durch sie uns selbst und die Brüder erlösen. Das kann kein Priester und kein Gott für uns tun. Das ist unser eigener goldener Schlüssel, mit dem wir uns den Himmel aufschließen, und du siehst, ich habe ihn ganz gut gebraucht und damit öffnen können, trotz Petri Widerstand. Weist du, ich glaube, solchen Pförner, der die Himmelstür unter Verluß hält, solltest du gar nicht brauchen und lieber sorgen, daß recht viele Menschen ihren eigenen Himmelschlüssel finden.“

Da neigte sich Christus mit strahlendem Lächeln zu der ersten Seele.

„Komm, setze dich neben mich,“ sprach er.

Der liebe Gott schob sich wieder bequem in seinem Lehnstuhl zurecht, er war ein wenig müde geworden.

„Den nimm nur wieder mit,“ sagte er zu Petrus, indem er auf die zweite Seele zeigte, „und laß ihn ein wenig warten.“

Da nahm Petrus die zweite Seele, führte sie hinaus und hieß sie auf ein Bänkchen an der Himmelstür niedersitzen.

„Wart einmal dreitausend Jahre,“ sagte Petrus, „dann will ich dich noch einmal den lieben Gott zeigen.“ Damit ging er hinein und schlug die Türe zu.

Die Seele kauerte auf dem Bänkchen und sah verwirrt um sich.

„Das soll nun die himmlische Gerechtigkeit sein,“ meinte sie.

„Sie stimmt doch gar zu schlecht mit der irdischen zusammen.“

## Die kritischen Jahreszeiten.

Der Herbst tritt jetzt mit Kälte und Regen als ein unfreundlicher Gast in unser Leben, und er bringt die bekannnten unersreulichen Begleiter mit sich, allerlei Krankheiten, Erkältungen, Rheumatismus usw. Warum ist nun gerade der Herbst eine solche „kritische Jahreszeit“? Diese wichtige Frage wird jetzt von der Medizin eingehender studiert, und bedeutame Mitteilungen über dieses so allgemein wichtige Thema macht Dr. Kurt Bedmann in einem Aufsatz „Jahreschwankungen in der menschlichen Physiologie und Pathologie“ in der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“. Beim tierischen Organismus ist ja der enge Zusammenhang zahlreicher Vorgänge mit der Jahreszeit ganz offensichtlich, aber auch beim Menschen hat man Zusammenhänge zwischen dem Organismus und dem Wechsel der Jahreszeiten festgestellt. Dahin gehören Aenderungen des Gesichtes und des Wachstums. Aber sogar das Wachsen der Haare wird durch die Jahreszeit bestimmt, und man hat gefunden, daß im Frühjahr das Haar schneller wächst und am langsamsten im Winter. Einen leisen Anhang an den tierischen Winterschlaf kann man in der Beobachtung finden, daß der Mensch im Winter um etwa 80 Prozent länger schläft als im Sommer. In manchen schlechternährten Gegenden Rußlands kennt man geradezu einen „Wolka“ genannten winterstafähnlichen Zustand, der mit kurzen Unterbrechungen 4—5 Monate dauert. Daß in den Uebergangsjahreszeiten, im Herbst und im Frühling, verschiedene Krankheiten häufiger auftreten, ist durch die Statistik erwiesen. Dahin gehören nicht nur die Erkältungs- und die rheumatischen Erkrankungen, die Tuberkulosen und Neurosen, sondern auch Hautkrankheiten und Störungen der Drüsen, wie die Basedowsche Krankheit. Die Bleichsucht ist am schlimmsten im Mai; ebenso weisen die Herzklappenfehler und die Arteriosklerose eine Häufung im Frühjahr auf. Nun sind für die Zunahme vieler Krankheiten im Frühjahr und Herbst zweifellos äußere Gründe mitsprechend. Aber diese äußeren Gründe scheinen mit inneren Vorgängen zusammenzuhängen. Das läßt sich z. B. nach neuesten Forschungen für die Erkältung wahrscheinlich machen.

Diese Krankheit war ärztlich bisher vollständig ungeklärt; nun hat man aber neuerdings beobachtet, daß sich unter dem Einfluß von Abkühlung physikalisch-chemische Aenderungen der Gewebekolloide nachweisen lassen. Durch den Einfluß der Kälte wird also ein derartiges Gewebe, wie z. B. die Schleimhaut der Nase, des Rachens und der Lunge, weniger widerstandsfähig gegen bakterielle Infektionen. Es ist also begreiflich, daß in den Zeiten der größten Barometer- und Temperaturschwankungen, also im Herbst und Frühling, die Gewebe ungünstig beeinflusst werden, und der Mensch ist daher nicht nur Erkältungen, sondern auch Infektionskrankheiten leichter ausgefekt. Der Einfluß der Jahreszeit tritt nicht nur bei körperlichen, sondern auch bei geistigen Vorgängen zutage. Bei der großen Mehrzahl der Geisteskrankheiten fällt das häufigste Auftreten in das Frühjahr. Die Selbstmordziffer ist vom November bis Februar am niedrigsten, erreicht im Mai und Juni ihren höchsten Stand und fällt dann ziemlich rasch wieder ab.

Wenn die Uebergangsjahreszeiten, Frühjahr und Herbst, beim Auftreten der Krankheiten eine so große Rolle spielen, so ist daraus zu erklären, daß in diesen kritischen Zeiten eine Umschaltung in der ganzen Regulation des Körpers eintritt. Der Organismus muß sich auf die neuen klimatischen Verhältnisse umstellen, und bevor er wieder vollkommen ins Gleichgewicht gerät, ist er in der Schwankungsperiode Krankheiten besonders ausgefekt. Auf einem rein physiologischen Gebiet ist diese Einwirkung der jahreszeitlichen Schwankungen bei der Regulation der Atmung nachgewiesen worden. Die Kohlen säure-Bindungskurven liegen um die Zeit des kürzesten Tages am höchsten, am tiefsten um die des längsten Tages. Es stehen also beim Uebergang vom Herbst zum Winter dem Körper mehr alkalische Substanzen zur Verfügung, als beim Uebergang vom Frühling zum Sommer. Dabei erfolgt nun eine mehr oder weniger veränderte Regulation der Atmung. Die Kohlen säurespannung des arteriellen Blutes, durch die das Atemzentrum jede Abweichung aufs feinste reguliert, folgt den Veränderungen nur in beschränktem Maße, so daß also die Atmung in weniger vollkommener Weise geschieht. Bevor sich der Körper nun in seinen feinsten Funktionen, und Reaktionen den veränderten Bedingungen angepaßt hat, also in der Uebergangsjahreszeit, ist dem Eindringen von Krankheitsregenern bessere Gelegenheit gegeben, und daher sind Herbst und Frühling für unsere Gesundheit „kritische Jahreszeiten“.

## Der Kriegskrüppel.

Zerschoss'ne Glieder vorgestreck und frei,  
Den Rücken krumm im Schutze feuchter Mauern,  
In irren Augen noch den Schmerzensschrei,  
Seh' ich ihn frierend in der Nische lauern.  
Die Strafe lärmt und drängt an ihm vorbei  
Und läßt ihn lange auf den Großen lauern.

Einst zog er unter Fahnen und Hurra  
Ins große Schlachten, jung und hoffnungstrunken,  
Sein Herz sang Eisenkranz und Gloria,  
Sein Auge sprühte der Begeisterung Funten.  
Nun spielt er küll die Mundharmonika,  
Nun haßt er beiteind da, in sich versunken.

Walter Schenk.

**Kannibalen der Bronzezeit.** Wenn auch bei der furchtbaren Hungersnot in Rußland von einzelnen Fällen der Menschenfresserei berichtet wurde, so ist doch glücklicherweise der Kannibalismus in Europa längst erloschen. Man muß schon bis in die Vorgeschichte zurückgehen, um dort Spuren dieses grausigen Brauches zu finden. Aus der älteren Steinzeit sind einige Funde bekannt, die auf Menschenfresserei schließen lassen. Aber auch aus der Bronzezeit ist jetzt eine derartige Entdeckung gelungen. Der Wiener Prähistoriker Professor Josef Bayer hat in dem Gebiet des Tullner Beckens bei Apfenbrugg den überaus merkwürdigen Fall einer Menschenfresserei der Bronzezeit von etwa 1500 v. Chr. nachgewiesen. Nähere Mitteilungen über diese Tragödie der Urzeit teilt Dr. Friedrich König in einem Aufsatz von „Leber Lond und Meer“ mit.

Die Fundstelle liegt auf einer Schotterterrasse der Rißzeit und zeigt die Spuren einer ganzen Reihe von Einzelfriedhöfen der jüngeren Steinzeit, der Bronzezeit und späterer Perioden. In der bronzezeitlichen Schicht fand man nun eine Menge Menschenknochen, die zum Teil angebrannt, zum Teil in ganz eigentümlicher Weise zerfallen waren. Die Knochen lagen unregelmäßig verteilt in einer flachen, flüchtig gemachten Bohngrube. Man fand zusammen mit den Knochen einige ziemlich große Bruchstücke von Tongefäßen, die für die Bronzezeit bezeichnend sind. Das Mark war aus den Röhrenknochen roh herausgeschlagen worden, denn diese Knochen zeigen keine Brandspuren. Die Schädel aber scheinen gebraten worden zu sein, und zwar als Ganzes. Man fand eine Reihe angebrannter Schädelfragmente, denen vorher die Kopfhaut abgezogen war. An einer solchen Schädeldecke läßt sich feststellen, daß die Einschnitte nicht mit einem Bronzeinstrument, sondern mit einem Steinbeiß gemacht sind, und ein solches Steininstrument wurde auch später gefunden. Es lebten also in der damaligen Zeit neben einem Volk, das schon auf einer höheren Stufe, der Bronzezeit, stand, noch Reste von wilderen Menschen aus der Steinzeit, die noch dem Kannibalismus huldigten, die Hirn und Mark des Feindes verzehrten, weil sie sich damit die Kraft und Tapferkeit des Erschlagenen gewinnen wollten, eine Anschauung, die ja auch heute noch bei menschenfressenden Naturvölkern herrscht.

In dem Lande südlich der Donau, das schon in der älteren Steinzeit reich bewohnt war, hatte sich um 1500 v. Chr. eine Bevölkerung angesiedelt, die bereits eine bäuerliche Kultur besaß, schöne Gefäße und Schalen herstellte, deren Frauen sich mit Armbändern schmückten und ihre gewebten Kleider mit zierlichen Nadeln bestickten. Die Männer besaßen prachtvolle Delche und Ägide. Außer diesen Vertretern der Bronzezeit hausten aber in abgelegenen Gebieten Reste von Menschen, die einer älteren, wilderen Kulturstufe angehörten. In dem unwirtlichen Alpengebiet oder in den unburchdringlichen Donauauen schweiften diese Steinzeitmenschen umher. Nun wanderte eine Bauernfamilie, drei Erwachsene und ein Kind, über Land. Die Steinzeitmenschen, die sich eine leichte Wohngrube gegraben hatten, empfanden die friedlich vorüberziehenden Bauern, töteten sie durch ein paar gefällige Steinwürfe und begannen dann die furchtbare Zeremonie. Nach vollbrachter Untat bekamen es die Kannibalen mit der Angst vor den Bluträchern, flohen und ließen die anklagenden Gebete und den zerfesselten Lohp zurück, die nun als willkommene Beute dem Prähistoriker nach so vielen Jahrtausenden alle Einzelheiten des Menschenfresses enthüllten.

## Naturwissenschaft

**Bakterien im eisigen Norden.** Ein dänischer Forscher, Dr. Wolff, hat in letzter Zeit den nördlichsten Teil von Grönland auf dem Vorkommen von Bakterien untersucht und Dr. Bartzel in Kopenhagen hat seine Funde dann wissenschaftlich mikroskopisch begutachtet. Es stellte sich heraus, daß der Erdboden dieser ausgestorbenen Gebiete nicht weniger als neunzehn Bakterienarten enthielt, die man auch sonst schon kannte: Bacillus subtilis, flavus, mesentericus u. a. m. Es sind zum Teil Bakterien, die Nitrate, Ammoniakverbindungen und dergleichen abbauen, Stickstoff binden und andere Umkehrungen vornehmen, wie unsere Bakterien auch. Eine ganze Anzahl von Kleinstlebewesen lernte man ferner kennen, welche die Tiere des hohen Nordens, Blaufuchs, Schneehase, Lemming, Polarbär, Krähen und Robben, bei ihrer Verdauung gebrauchen, die Micrococcus candicans, die Micrococcus faecalis und andere mehr. Es scheint also, daß eine große Zahl dieser mikroskopisch kleinen Lebewesen über die ganze Erde verbrottet sind, sie finden sich im eisigen Norden ebenso gut wie in gemäßigten Klimaten und im Sonnenbrand der afrikanischen Wüsten.

**Aktiver Wasserstoff.** Von zwei Seiten kommen jetzt Nachrichten, nach denen es gelungen sein soll, eine aktive Form des Wasserstoffes herzustellen oder zu entdecken, wie man im Ozon eine aktive Form des Sauerstoffs schon lange kennt. Ein indischer Chemiker Bantaramaja hat den aktiven Wasserstoff dadurch gewonnen, daß er gewöhnlichen Wasserstoff durch einen Ozonapparat gehen ließ. Zwei Amerikaner, Wendt und Bandauer, erhielten die aktive Form des Wasserstoffs durch Einwirkung von Alpha-Strahlen, von Tesla-Hochfrequenzströmen und von Thermionischen Emissionen. Genauer über diese Verfahren ist noch nicht bekannt, aber es ist kaum ein Zweifel, daß diese neue Erfindung von technischer Wichtigkeit sein würde. Der aktive Wasserstoff verbindet sich mit Schwefel und Phosphor bei gewöhnlicher Temperatur, er zerlegt ferner bei

Umwandlung von Sauerstoff übermangan-saures Kalium usw., gleichfalls bei Zimmertemperatur. Man nimmt an, daß der aktive Wasserstoff sich von dem gewöhnlichen Wasserstoff auf dieselbe Weise unterscheidet wie der Ozon vom Sauerstoff, d. h. während man annimmt, daß im gewöhnlichen Sauerstoff immer zwei Atome zu einer Molekel verbunden sind, würde ein Molekel des aktiven Wasserstoffs drei Atome haben. Die Wirkung entsände daraus, daß das dritte Atom leicht an andere Elemente, zu denen chemische Affinität obwaltet, abgegeben wird. Bekanntlich stellt man sich die Wirkung des Ozons auf dieselbe Weise vor.

## Kulturgegeschichte

**Der Globus.** Wer mag den ersten Globus gemacht haben? Es ist wohl anzunehmen, daß der Gedanke, sich ein kugelförmiges Abbild der Erde zu bauen, sehr bald aufgetaucht ist, als man erst die Idee von der Kugelgestalt der Erde gefaßt hatte. Noch älter sind vielleicht die Himmelsgloben, auf denen die Lage der Gestirne eingetragen war. Neuerdings ist ein Werk von dem Amerikaner Edward Luther Stephenson über die Entwicklung des Globus erschienen. Die arabischen Astronomen kannten die Himmelsgloben früher. Man findet sie erwähnt bei Al-Sufi und Al-Bazarri im achten Jahrhundert, bei Al-Nairizi im zehnten, bei Al-Biruni im elften Jahrhundert usw. Aber vielleicht sind sie noch älter. Der Grieche Theon von Smyrna behandelt die Astronomie der Babylonier und erwähnt, daß die Chaldäer Himmelserscheinungen, Mondfinsternisse und dergleichen mit Hilfe von Rechnungen voraussagen konnten, die Ägypter hätten das aber auf graphischem Wege getan. Eine solche graphische Methode läßt sich ohne Globus kaum vorstellen. Im Jahre 1420 erschien ein Werk von einem Engländer, De sphaera solida et de sphaera concava, fabrica et usu, „Ueber die feste Kugel und die Hohlkugel (Erddglobus und Himmelsglobus), ihre Herstellung und ihren Gebrauch“. In seiner zu Venedig im Jahre 1585 erschienenen „Cosmographia“ schreibt Baroccus an einer Stelle: Wir benutzen einen Erdglobus, den der Mathematiker Gaspar Vopelius im Jahre 1553 noch Christo gebaut hat. Diese Globen waren also damals noch rare Dinge, die sich nur in den Laboratorien der Gelehrten fanden.

**Ueber den Weltenbaum und die beiden kosmischen Vögel in der vorgeschichtlichen Kunst** bringt Georg Wilke im „Manus“, Zeitschrift für Vorgeschichte, Heft 1 und 2, eine eingehende Betrachtung. Solch Baum begegnet uns oft in der Mythologie und ihrer Kunst — wir erinnern nur an die Weltsche Yggdrasil mit den Nornen, an deren Stelle später Schwäne treten, in der altnordischen Dichtung. Dr. Wilke betont, daß diese Vorstellung dem indogermanischen Sagenkreise eigen ist, und führt zahlreiche Beispiele aus Asien, Afrika und Europa an, bringt auch Abbildungen von archaischen Funden, die dazu stimmen, darunter die Babylonischen Zylinder mit dem Relief, das man früher auf den Sündenfall deutete. Nach seiner Ansicht lagen die Motive anfangs auf der Erde, später am Himmel und waren erst mehr monistischer, später mehr aikal-mythischer Natur. Die Vögel waren früher Sonne und Mond, der Baum der Himmel. Mit ihm in Verbindung steht die Sint, die wir ebenfalls oft angedeutet finden, so auf einem Sarkophag in Kreta, wo Weltenbaum, Himmelsorgane, Sonne und Mond hervortreten. Später treten an Stelle der Vögel Sterne, auch schrumpft oft der Ozean zu einem Jungbrunnen oder Lebensborn zusammen. Anklänge finden wir vielfach auf Wappen, indem herabstich gepaarte Tiere, die ursprünglich Sonne und Mond waren, sich an dem als Baum dargestellten Himmel begegnen.

## Erdkunde

**Das Kerguelenland.** Das Kerguelenland, die im Jahre 1772 von dem französischen Seefahrer Kerguelen-Lémarec entdeckte und von Cook Desolationsland, Land der Frostlosigkeit, genannte Insel im südindischen Ozean, suchte bisher an Weltabgeschiedenheit ihresgleichen. Eine Firma der Kapstadt ist jetzt dabei eine Expedition auszurüsten, die die Insel „der Weltwirtschaft erschließen“ soll. Das felsige Land ist überaus reich an See-Elefanten, See-Leoparden und anderen Robbenarten; die in der Ausrüstung begriffene Expedition, die 100 Mann und sechs Schiffe umfaßt, will hier den Robbenfang im großen betreiben und erhofft eine reiche Ausbeute an Tran und Fellen. Australien hat bereits im Jahre 1901 der französischen Regierung der die Insel gehört, ein Kaufangebot gemacht. Kerguelenland ist niemals von Menschen bevölkert gewesen. Es ist noch öder und weiterläufiger als Tristan da Cunha. Etwa 3700 Kilometer groß, ist die Insel von tief ins Land einschneidenden Buchten durchzogen. Im Anfang des 19. Jahrhunderts wurde sie häufig von amerikanischen Walfischfängern besucht, und man findet hier auch noch Reste der alten Tranfiedereien. Seitdem geriet Kerguelenland fast vollständig in Vergessenheit und wurde nur gelegentlich von wissenschaftlichen Expeditionen besucht. In den Jahren 1901 und 1902 errichtete die deutsche Südpolarexpedition eine meteorologische Station auf der Insel, und Enzensperger, der „erste Einsiedler auf der Zuspitze“, ist dort gestorben. Wie festgestellt wurde, bietet das Land für die Schafzucht günstige Bedingungen. Wie reich die Insel an Robben ist, geht daraus hervor, daß 1908 eine aus 16 Mann bestehende Gesellschaft in zwei Monaten 2249 See-Elefanten oder Rüsselrobben erlegte, die insgesamt 144 Tonnen Del ergaben. Seitdem sind die Robben unbelästigt geblieben.